

## Schlachteplatte

„Drei Blutwurst.“

„Ah, der Oliver ist da, die Oma macht Schlachteplatte.“

„Muss ich ja. Und Leberwurst. Bratwurst. Schweinebauch. Rauchspeck, Schmalz und Sauerkraut.“

„Fünfzehn dreißig, bitte.“

„Jedes Mal mehr!“

„Ich kann's nicht ändern, Frau Häusler. Und grüßen Sie den Oliver!“

Oma schnaufte. Das Einkaufsnetz schnitt in den Arm und schlug an die Beine. Nur ihr Enkel war schuld, dass sie mit 76 noch so schleppen musste. Sie sperrte die Haustür auf und horchte: Nichts. Oliver schlief. Am Wochenende würde er fressen, das Bad verwüsten, das Haus vollqualmen, die Treppe rauf- und runterpoltern, Bier trinken und Sport gucken. Aber ab Montag war er wieder auf Tour, gottlob.

Im Flur stieg Oma in die karierten Hausschuhe und befühlte Oliver's neuen Blazer. Pure Verschwendung. Als ob so'n Protzding aus dem hässlichen Kerl was anderes machen könnte als das Ebenbild seines Vaters, dieses Schurken. Alte Erbitterung füllte Omas Gemüt, während sie die Taschen ihres Enkels durchsuchte. Das war doch wohl ihr gutes Recht. Im eigenen Haus!

Leer. Hatte er was gemerkt?

Sie horchte am Fuß der Treppe. Alles still. Die zwei Türen da oben fest im Blick, huschte sie hinauf. In ihrer kalten Kammer dehnte

sich die unbenutzte zweite Matratze im Ehebett, seit Langem. Oma stopfte ihr Portemonnaie unter die Nachthemden. Im Bad zog sie das feucht-zerknüllte Handtuch glatt und schnupperte. Schon wieder ein neuer Duft! Ja, dafür warf ihr Enkel sein Geld raus.

Sie ging runter in die Küche und zog die Kittelschürze an. Sie legte Schweinebauch, Speck und Suppengrün in kochendes Wasser, dann schnitt sie Zwiebeln und ließ Schmalz in der Pfanne schmelzen, während sie in der Speisekammer nach Äpfeln suchte, die braune Stellen hatten. Zwiebelwürfel fielen ins Fett und dufteten. Oma rührte Apfelstücke und Wacholderbeeren hinein, schüttete das Sauerkraut drüber und legte den Deckel auf. Während die Kartoffeln kochten, deckte sie den Küchentisch für ihren Enkel: Messer, Gabel, Bierglas.

Als sie Oliver die Treppe herabpoltern hörte, piekste sie in die Kartoffeln, die waren noch nicht gut, und trat auf den Flur. Der Anblick war unglaublich. Ihr Enkel trug einen Blazer, Hemd und Stoffhose, alles neu. Sein Haar war sauber und gut geschnitten, das Gesicht rasiert. Affig.

„Was ist los?“

„Ich geh weg.“

„Und das Essen?“

„Ess ich morgen.“

„Schlachteplatte!“

Oliver war schon vorbei. „Kannst die Kette vorlegen“, hörte Oma, und die Haustür klappte.

So also war das. Er würde die Nacht über wegbleiben. Er ging zu einem Weibsstück.

Oma stellte den Herd aus, hängte die Kittelschürze weg, tappte ins Wohnzimmer und ließ sich in den Fernsehsessel fallen. Ihre Verblüfung ging in Behagen über. Ein geschenkter Abend. Endlich konnte sie mal in Ruhe die Show gucken. Sie stand noch einmal auf, holte die guten Kekse, gönnte sich ein Likörchen und legte die Beine hoch. Richtig schön war's. Als ob's keinen Oliver gäbe.

Am Sonntag blickte Oma während der Predigt auf das Glasfenster ihrer Kirche, das Touristen anzog, weil hier beim heiligen Abendmahl nicht Brot und Wein, sondern Schinken und Bier auf dem Tisch standen. Ja, das sollte nicht sein. Aber Oma hatte sich nie gewundert, dass Männer so was essen.

Der Pfarrer war ja furchtbar modern. Wie der schon rumlief! Öffentlich und laut, mit eigenen Ohren hatte Oma es gehört, hatte er gesagt, die Gläubigen sollten nicht wegen jeder Kleinigkeit zur Beichte gehen. Wozu war er denn da? Sicher war er nur zu faul zum Zuhören.

Oma ging zum Abendmahl, wie immer. Was hätten die Nachbarn gedacht, wenn sie nicht gegangen wäre?

Als Oma heimkam, war noch immer kein Oliver zu sehen. Welche Frau fand Gefallen an dem dummen Fettsack? Bestimmt kein ordentliches Mädchen, wie seine Mutter eins gewesen war: So adrett, und schon eingearbeitet im Papiergeschäft. Wenn sie sich nur nicht an diesen Kerl gehängt hätte. Der hatte nichts, war nichts, wurde nichts. Aber Oma konnte sagen, was sie wollte, sie redete gegen die Wand.

Das junge Paar wohnte dann bei ihr im Häuschen. Sehr friedlich war's nicht, aber sie sparten die Miete, und Oma passte gratis auf den kleinen Oliver auf.

Eines schönen Tages hatte der Schwiegersohn ein Auto. Und eines schwarzen Tages kam das junge Paar nicht mehr heim. Totalschaden, Alleinschuld.

Die Tochter war tot, vom Ehemann umgebracht, wie Oma das kurzerhand und ein für allemal nannte. Wenigstens starb auch er, Gott ist gerecht. Aber das Kind blieb der Großmutter überlassen – Altersruhe, von wegen!

Was ging es sie an, wo Oliver sich rumtrieb? Sollte er sich doch in seinen Sünden rumwälzen wie ein Schwein. Oma kochte Kartoffeln und ein Ei, aß und schlief und trank Kaffee, und im Haus war's noch immer ruhig.

Mitten im Quiz klappte die Haustür.

„Oma? Ich hab dir was mitgebracht.“ Sie schaltete den Fernseher aus und stieg in ihre Puschen, da riss Oliver schon die Tür auf, feingemacht wie gestern, und hielt einen schmalen Kinderkörper vor sich, über dem pludrige Silberlocken blinkten: „Das ist Tini.“

„Guten Tag“, hauchte das Mädchen.

„Ach, Sie sind das.“

Tini wagte zwei Schritte in Omas Richtung.

„Hör mal, du wirst Tini doch nicht siezen.“

„Ich hab mich schon gefragt, wo Oliver sich rumtreibt die ganze Nacht.“

Das Mädchen blickte zu Oliver. Der lachte. „Wir sind verlobt, Tini

und ich. Fehlen nur die Ringe.“ Die Silberlocken schmiegt sich an sein Kinn.

„Soso.“

„Ich dachte, wir stoßen an. Du hast doch Likör.“

„Der ist alle. Was ist mit meiner Schlachteplatte?“

„Ach ja, Tini. Wir könnten heute hier essen.“

Oma ging zur Küche. „Aus Schlachteplatte mach ich mir nicht so viel“, hörte sie Tini zirpen.

Oma stand in der Küche, zog die Kittelschürze an und holte Luft. Ihr Kopf war hohl. Taub. Sie wusste, dass etwas hineingefallen war, etwas Schweres, Großes – aber was? Sie sah ihren Händen zu, die Fleisch und Würste auflegten und Kartoffeln in Schmalz gaben. Das tat gut.

Tini mochte keine Schlachteplatte? Irgendwo hinten stand doch diese Dose rum. *Nur eine Prise!*, stand drauf, *90 % Glutamat und macht jede Mahlzeit unvergesslich*. Oma leckte eine Fingerspitze an und stippte Pulver auf. Es schmeckte nach nichts. Niemand würde merken, wenn sie ein bisschen davon aufs Essen streute.

Als sie mit Tellern, Messern und Gabeln ins Wohnzimmer kam, fand sie das junge Paar im Fernsehsessel verknäuel und schniefte im Vorbeigehen: „Kannst den Tisch hochkurbeln.“

„Das ist eine Ehre, Tinimaus.“ Oliver keuchte mit rotem Gesicht, halb unter dem schweren Couchtisch. „Hier kriegen sonst nur Omas Betschwestern was.“

„Die Küche ist für die Familie.“ Oma sah Tini zusammenzucken. Oliver merkte nichts.

Später aß er breitbeinig, weil die neue Hose kniff. „Das hat Tini dir mitgebracht“, sagte er kauend und zeigte auf eine Schachtel Pralinen, während er Leberwurst ausquetschte.

„Ih“, sagte Tini.

„Ja, sieht aus wie was anderes.“ Oliver grinste die bräunliche Masse an.

„Ich dachte, vielleicht mögen Sie mal was Süßes.“

„Doch. Schmeckt's?“

„Alles wie immer“, sagte Oliver.

„Ist sie wenigstens volljährig?“

„Achtzehn bin ich. Im zweiten Lehrjahr.“

„Ihre Eltern haben den Kiosk an der Ausfahrt. Ich kauf da Zigaretten.“

Oma richtete sich auf. „Wir hatten ja die Papierhandlung am Markt.“

„Das ist ewig her, Oma!“

„Ich mache Ihnen gern mal die Haare“, wisperte Tini und wurde fast lebhaft, als sie von Packung und Volumen sprach.

„So weit kommt's. Hab mir schon gedacht, dass Sie Friseur sind.“

„Friseurin heißt das heute“, sagte Oliver.

Tini nahm einen großen Schluck, musste husten und starrte auf den Tisch.

„Friseur, da ist ein Fernfahrer ja das Richtige. Der kommt nur am Wochenende. Da können Sie leicht auch andere bedienen.“

Tinis kunstvoll ummalte Kinderaugen weiteten sich. Mit einem Klagelaut suchte sie Schutz bei Oliver, der Speck zersäbelte und sie

verständnislos ansah. Endlich war er satt, rauchte und schnippte Asche auf Wurstpelle.

Oma türmte die Teller, drückte platt und fischte mit der Hand auf, was daneben lag. Tini musste sich nützlich machen. Sie bekam ein Stück Unterhose, das noch gut war, und wischte den Tisch ab.

„Jetzt aber Prost.“ Oliver schwenkte die Sherryflasche und verteilte den Rest auf drei Gläser. In Omas Portion schwammen braune Punkte. „Auf uns beide, Tinimaus.“

„Ja, mein Bärchen.“ Sie küssten sich.

„Muss sie nicht gehen?“

„Ach was, Tini schläft hier.“

„Das tut sie nicht.“

„Doch.“

„Bei dir? In dem einen Bett?“

„In meinem Zimmer, das ich gemietet habe.“

Oma überlegte hastig. Der alte Kuppeleiparagraph galt nicht mehr, schade. War's doch verkehrt, dass sie einen Mietvertrag mit Oliver gemacht hatte? „Ich will so was nicht haben.“

„Dein Problem.“

„Das ist Hausfriedensbruch.“

„Lass nur, Bärchen, ich geh dann heim.“

„Du bleibst hier.“ Oliver zog Tini aus dem Zimmer, die Treppe hinauf. Oma hörte ihre Stimmen und wie sie ins Bad gingen, wo die Klospülung zweimal rauschte – pfui! Sie stellte den Fernseher sehr laut. Morgen würde sie das Haus wieder für sich haben.

Am nächsten Samstag kaufte Oma wieder ein und stand in der Küche, und wieder polterte Oliver Treppe herab, im neuen Blazer und der alten Jogginghose.

„Gehst du weg?“

„Nein, Tini kommt her. Hast du nicht was anderes als Schlachteplatte?“

„Das hättest du eher sagen müssen.“

Tini brachte Oma einen Tankstellenstrauß mit, den Oma in der Küche liegen ließ. Diesmal streute sie einen guten Teelöffel Pulver über das Essen, oder war es noch mehr? Wieder sah sie zu, wie ihr Enkel fraß und Tini kostete, hörte Oliver schnaufen und den Couchtisch seufzen.

Als Oma abräumte, fragte ihr Enkel mit schwerer Zunge: „Wieso hast du keinen Mund?“ Tini kicherte hingerissen. Zwei Minuten später lag Oliver mit verdrehten Augen auf der Couch, rang nach Luft, und Tini lachte nicht mehr.

Oma machte das Fenster auf. Sie sah Olivers Augen, die sich starr auf Tini richteten, und wie er an ihre Brust sank. „Überfressen“, sagte sie. „Er kriegt ja den Hals nicht voll.“

„Ein Kaffee! Der macht wach.“

Oma kochte Kaffee, stellte ihn aufs Tablett, füllte Milch und Zucker ein und holte Becher und Löffel. Als sie damit ankam, griff Oliver schon nach der Zigarette.

„Lass doch jetzt das Rauchen, Bär.“

„Ich tu, was ich will.“

„Du warst richtig weg. Ich hab Angst gehabt um mein Bärchen.“

„Ach was.“

Oma schloss das Fenster.

Oliver trank Kaffee. „Ja, Oma. Setz dich doch mal. So. Wir wollen mit dir reden.“

„Wir meinen es ja nicht böse.“ Tini verstummte unter Oliver's Blick.

Er beugte sich mit steifer Würde vor. „Wir heiraten, und Tini zieht hier ein.“

„In dein Kinderzimmer?“

„In meinem Mietvertrag steht, ich kann Küche und Bad mitbenutzen.“

„Und essen? Fernsehen? Bügeln und all das?“

„Du hast doch Platz.“

Oma sah sich mit Tini beim Frühstück. Tini's Krimskrams im Bad. Kichernde Freundinnen in ihrem Wohnzimmer. „Das geht nicht!“, krächzte sie.

„Ist doch besser so“, sagte Oliver. „Dann bist du nicht so allein.“

„Ich bin dann ja auch zur Hand“, piepste Tini, „wenn Sie mal stürzen oder so. Und ich passe beim Umbau auf. Da haben Sie überhaupt keine Last mit.“

„Was für ein Umbau?“ Omas Stimme war tonlos.

„Davon wollten wir doch später anfangen, Tinimaus. Ich baue den Dachboden aus. Dann haben wir ein zweites Zimmer für, wenn was Kleines kommt.“

„Da kannst du ja das Holz verwenden, die dein Vater hochgeschleppt hat.“ Omas Hals bekam rote Flecke. „Der wollte auch ausbauen. Liegt alles rum seit 20 Jahren.“

„Für die Heizung muss aber jemand kommen“, wisperte Tini Oliver zu.

„Wieso Heizung? Die ist doch neu. Gleich nach Opas Tod hab ich die machen lassen.“

„Mann, Oma. Das ist vierzig Jahre her.“

„Die läuft doch wie'n Döpken.“

„Neue sind sparsamer. Wir lassen dann auch fließend Wasser rauflegen.“

„Das wird ja immer mehr“, sagte Oma kraftlos.

„Sonst kann ich das Kind da oben doch nicht versorgen“, flüsterte Tini.

„Und wie willst du das bezahlen?“

„Ich hab mich umgehört“, sagte Oliver. „Wir nehmen 50.000 auf Kredit.“

„Wie willst du den abzahlen?“

„Es geht. Von unseren Gehältern.“ Tini nickte.

„Und wer gibt euch 50.000, hä?“

„Mit dem Häuschen als Sicherheit ist das ein Klacks.“

„Was. Ich soll Schulden machen?“

„Oma! Ein Kredit, das sind keine Schulden. Was meinst du, wie die großen Firmen wirtschaften?“

„Ich nicht.“

„Hör zu, Oma. Jetzt sitz doch mal still. Wir haben's durchgerechnet. Du nimmst einen Kredit auf und überschreibst uns die 50.000. Oder, die andere Möglichkeit ...“

„Sag's doch, Bärchen“, drängelte Tini.

„Oder du überschreibst mir das Haus gleich, und wir garantieren dir Wohnrecht und Pflege auf Lebenszeit.“

Oma stand halb auf. „Ich muss in die Küche.“

„Nein, du bleibst jetzt hier. Das Beste wäre ja 'ne Schenkung. Aber die müsstest du um zehn Jahre überleben. Das hast du verpennt.“

Oma fiel zurück auf ihren Sitz und starrte die beiden an. Ihr Kinn zitterte.

„Sag, dass wir die Speisekammer auch umbauen“, hauchte Tini. „Für wenn Oma die Treppe nicht mehr schafft.“

„Ja gut. Wenn wir einmal dabei sind. Wo jetzt der Durchgang zur Küche ist, kriegst du ein Regal. Bis zur Decke. Und in der Speisekammer mache ich'n Durchbruch zum Flur und baue 'ne Tür ein. Das wär dann dein Reich.“

Oma sah ihr künftiges Zimmer vor sich, drei Meter lang und anderthalb breit, zu zwei Dritteln von ihrem Bett ausgefüllt, und darin sich selbst, schwach und wehrlos, im trüben Licht des vergitterten, hoch liegenden Fensters. „Was das für Dreck macht!“

Das junge Paar sah sich an.

Omas Hand zickzackte über ihren Rock. „Und der Lärm.“

„Hat sie's verstanden?“ flüsterte Tini.

„Tja, Oma. Das ist unser Angebot. Jetzt bist du dran.“

Oma rutschte auf ihrem Sitz hin und her. „Ist nichts im Fernsehen?“

„Lenk nicht ab jetzt.“ Oliver lehnte sich zurück und musterte sie. „Du hast drei Möglichkeiten. Kredit, Schenkung oder Überschreiben. Überleg's dir. Aber eins ist klar: In einer Woche brauche ich eine Antwort.“

Oma griff mit zittrigen Händen die Fernbedienung und drückte irgendeine Taste. Tonbandgelächter erfüllte den Raum, der Bildschirm flimmerte, Omas Gesicht blieb starr. Das junge Paar war längst gegangen, als sie merkte, wie unbequem sie saß.

Sie rappelte sich auf und stakste zur Haustür, um die Kette vorzulegen. In der Küche warf sie den Tankstellenstrauß weg. Und alles, was von der Schlachteplatte übrig war. Dann fiel sie wieder in ihren Sessel. Aber sie war noch lange blind für das, was sie sah.

Am Sonntag saß sie während der Predigt im Seitenschiff und sah auf eine kunstvoll geschnitzte Frau im Bett, ringsum ein Dutzend Männer.

Ja, du arme Gottesmutter, dachte Oma. Du hast es auch nicht leicht. Du hast ja kaum Platz im Bett. Noch beim Sterben sind die jungen Leute dir auf den Leib gerückt. Überall fuchteln die Jünger herum. Im eigenen Haus, du arme Maria. So weit darf man's nicht kommen lassen, siehst du.

Am Montag, Dienstag und Mittwoch fühlte Oma ihr Haus um sich wie einen zweiten Körper: Sie war allein, Oliver auf Tour. Der Donnerstag war schon überschattet, am Freitag kam die Angst. Dann war wieder Samstag, sie kochte Schlachteplatte, hörte Oliver auf der Treppe und fragte: „Gehst du weg?“

Er trug alte Klamotten und schüttelte den Kopf mit dem wieder fettigen Haar.

„Kommt sie her?“

„Ich seh sie morgen.“

Oma häufte seine Portion auf den Teller und hörte ihn telefonieren: „Kannst dich drauf verlassen, Tini. Sie muss, was bleibt ihr übrig.“

Ihre Hand griff nach dem Pulver und streute es über Olivers Essen. Streute und streute, bis das Döschen leer war und in den Mülleimer flog. Während ihr Enkel aß und schnaufte, räumte sie die Küche auf.

„Schmeckt irgendwie anders“, sagte er.

Oma erschrak.

Er grinste. „Weil du den Senf vergessen hast.“

Ihre Hand zitterte, als sie ihm die Tube hinlegte, und sie musste sich setzen.

Sie hatte nicht zusehen wollen. Jetzt kam sie nicht darum herum. Oliver nahm eine Kartoffel und führte die Gabel zum Mund. Oma starrte ihn atemlos an. Er starrte zurück.

Sein Blick wurde misstrauisch, oder? Sah er sie überhaupt?

Oliver ließ die Gabel sinken. Sie fiel ihm aus der Hand, glitt am Teller ab und landete auf dem Boden. Oma wagte keine Bewegung. Oliver bückte sich oder wollte das tun, oder fiel er hin, fiel er einfach vom Stuhl? Platsch, lag der dicke Kerl auf dem Boden und schnappte nach Luft und verdrehte die Augen, während seine Hand noch greifen wollte und ans Tischbein schlug, aber das merkte Oliver wohl nicht mehr.

Er reckte sich und lag still und war tot.

Oma starrte hin und rührte sich nicht. Sie sah nichts und hörte nichts und dachte nichts und fühlte nichts. Endlich quoll die Frage

auf: Ist es vorbei? Sie nahm einen Schluck aus Olivers Glas und ging langsam um den Tisch, an dem sie sich festhalten musste.

Mit ihren Hausschuhen stieß sie den Toten leicht in die Seite: Nichts. Fester: Nichts.

Seufzend kniete sie sich hin, zupfte an Olivers Haar und Wimpern und schlug zaghaft, dann hart auf seine Wange. Nichts. Nur sein Kopf rollte auf ihre Kittelschürze. Sie wich zurück und stand auf.

Der Weg zum Wohnzimmer war mühsam und viel länger als sonst. Trotzdem klang ihre Stimme am Telefon fest.

„So'n dicker Kerl, Raucher, und dieses Essen“, sagte der Rettungsdienst, „kein Wunder.“ Als Oliver fortgeschafft wurde, atmete Oma auf.

Später fiel ihr ein, dass sie den Pfarrer hätte rufen können. Aber wozu?

Am Sonntag früh klingelte das Telefon. Oma ging nicht dran. Später stand Tini vor der Haustür. Oma machte nicht auf. Sie war auch nicht in der Kirche.

Am Montag stopfte sie Olivers Kleidung in einen Müllsack und rief einen Altwarenhändler an. Sperrmüll nannte der das Jugendzimmer, das Oma für teures Geld gekauft hatte, kaum fünfzehn Jahre war es her. Wenigstens musste er auch den Teppich mitnehmen. Und Olivers Fahrrad.

Abends klingelte Tini an der Haustür. „Ich muss wissen, wie das passiert ist!“ Oma machte nicht auf.

Am Dienstag stand sie in Olivers ehemaligem Zimmer und



beschloss, sich eine neue Tapete zu leisten und dort unterm Fenster ihren Nähplatz einzurichten. Sie atmete die Stille ein. Endlich gehörte das Haus ihr allein. Endlich und endgültig, Gott sei gelobt.

Als sie aber in der Küche nach der Kittelschürze griff, blieben ihr die Finger in der Luft stehen. Sie stand mit starren, bald auch tränen- den Augen und wagte nicht, das harmlose Ding anzufassen. Mit die- ser Schürze am Leib hatte sie Pulver über Olivers Essen gestreut. Auf diese Schürze war der Kopf des Sterbenden, vielleicht schon Toten zugerollt, als suchte er Schutz in ihrem Schoß.

Mord? Das Wort flog heran und wollte sich einnisten. Oma hätte es gern weggekeucht, aber es blieb und umkreiste sie, bis sie die Kittel- schürze an sich riss und damit floh, hinaus zur Tonne. Ein angstvol- ler Blick auf das Stoffknäuel da unten, Deckel drauf.

Wieder im Flur, stand Oma still und schnaufte. Sie war zu Hause. Das alles gehörte ihr. Nur ihr.

Wieso hing Olivers Blazer noch hier? Oma meinte das dümmlich- glückliche Grinsen ihres Enkels zu sehen. Hörte das denn nie auf? Sie zerrte einen Müllsack herbei, stopfte Blazer und Bügel hinein und brachte ihn zur Tonne.

Sie zwang sich hinabzublicken. Blaues Plastik. Kein Blazer, keine Schürze.

Sie wankte zurück und legte die Kette vor, obwohl heller Tag war. Sie ging in die Küche und schälte mit zitternden Händen so viele Kartoffeln, wie sie essen würde. Dabei beruhigte sie sich.

Olivers Beerdigung am Samstag war Omas großer Tag. Nie hätte sie

dem Pfarrer zugetraut, dass er sie so ins Licht stellen würde. Natür- lich bedauerte er Olivers vorzeitigen Tod, vor allem aber ermahnte er die Gemeinde, der leidgeprüften Großmutter beizustehen, die jetzt auch noch ihre letzte Stütze verloren hatte.

Oma stand als einzige Leidtragende am offenen Grab. Alle mussten an ihr vorbei: Olivers Kollegen, die ihre Hand quetschten, die Nach- barn und die Metzgersfrau.

Unbeachtet stand Tini in der Trauerschlange. Heul du nur, dachte Oma, in einem Jahr hast du einen anderen. Sie lud hastig alle Trauer- gäste in den Gasthof ein und marschierte los, während noch die Erde auf Olivers Sarg fiel.

Oma war dann doch erleichtert, dass Tini nicht im Gasthof auf- tauchte.

Am Sonntag studierte sie während der Predigt das Gemälde auf dem Hauptaltar. Die heilige Anna da oben war ja auch eine Großmutter, die Sorgen hatte, um die kleine Maria und den noch kleineren Jesus.

Was einem da zugemutet wird! Zum Essenkochen ist man gut genug, aber wenn sie was wollen, soll man ins Eck und wird in die Speisekammer geschoben. Mit dem Pfarrer ließ sich so was nicht bereden, dachte Oma. Aber Anna, die kannte das Leben. Sie wusste, eine Großmutter tut auch mal was, das – das nicht jedem gefällt. In Oma glühte ein Wort, richtete sich auf und wollte seinen Namen nen- nen. Es hieß *Mord*, aber Oma ließ es nicht zu. Sie wollte sich an die heilige Anna halten. Die verstand sie. Jetzt und in Ewigkeit, Amen.